

rowohlt repertoire

Leseprobe aus:

Kathrin Lange

Das achte Astrolabium

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de/repertoire

1. KAPITEL

In der Nacht vor St. Notker leuchteten die Sterne über Béziers an der Himmelskugel, als habe jemand einen perlenbesetzten Schleier über sie gebreitet. Am nördlichen Horizont glänzte Cassiopeia mit solch schimmernder Eleganz, dass es Anne schwer fiel, den Blick von ihr abzuwenden. Zwischen zwei Atemzügen war es ihr, als schwebte sie inmitten all der Sterne, eines festen Halts beraubt und gewichtslos wie ein Engel. Die Milchstraße lag wie ein heller Schal auf dem Horizont und umfing die dunklen Schatten der weit entfernten Berge wie mit der zartesten Spitze. Andromeda war vor einer guten Stunde untergegangen, und Perseus, der seiner Geliebten auf alle Ewigkeit folgt, schickte sich gerade an, es ihr gleichzutun.

Anne unterdrückte einen Seufzer der Zufriedenheit. Wie immer, wenn sie nachts unter freiem Sternenhimmel stand, auf der Dachterrasse ihres Hauses, die ihr Vater eigens für die Beobachtung der Sterne hatte bauen lassen, spürte sie eine große innere Ruhe. Dann glaubte sie, einen winzigen Zipfel der Schöpfung nicht nur mit ihren eigenen Augen sehen zu können, sondern ihn auch zu verstehen. Tief in ihrem Innerssten. Es war ein Verstehen mit dem Herzen, und jeden Abend genoss Anne dieses kurze Gefühl aufs Neue, bevor sie sich an ihre Arbeit machte.

Heute jedoch kam sie gar nicht erst dazu, denn hinter ihr auf der Treppe ertönten Schritte. Leichte Schritte waren es, nicht das schwerfällige Poltern, mit dem ihr Vater normalerweise die steile Stiege erkomm. Eine Frau.

«Anne?» Ein Haarschopf erschien über der Brüstung. Das

Gesicht darunter, schmal und ein wenig kantig, schimmerte im Licht der Sterne.

«Ich bin hier, Madeleine.» Anne ließ sich auf die Bank fallen, die ihr Vater sich vor einigen Monaten gekauft hatte, damit er sich in den langen Nächten der Sternenbetrachtung hin und wieder setzen und seine alten, müden Beine ausruhen konnte.

Die Frau überwand die letzten Stufen der Treppe und betrat die Dachterrasse. Nach einem kurzen Blick in den Himmel kam sie zu Anne und setzte sich neben sie. Madeleine war, ebenso wie Anne, gerade zwanzig geworden, aber im Gegensatz zu ihr, die noch bei ihrem Vater lebte, war Madeleine bereits seit einem Jahr Witwe. Ihr Mann, ein angesehener Tuchhändler aus Castres, war auf einer seiner Reisen in den Alpen in einen Fluss gefallen und anschließend an einer Lungenentzündung gestorben. Er hatte Madeleine nicht nur das Haus neben dem von Annes Vater vermachte, sondern dazu zwei prall gefüllte Lagerschuppen, einen in Montpellier und einen in Albi. Madeleine war durch seinen Tod nicht nur zu einer reichen, sondern auch zu einer höchst begehrten Frau geworden. Béziers Junggesellen standen Schlange, um sie zu ehelichen, doch obwohl das offizielle Trauerjahr seit fast einem Monat abgelaufen war, machte Madeleine nur wenig Anstalten, sich für einen von ihnen zu interessieren.

«Puh!» Sie blies gegen die Strähnen, die ihr verschwitzt ins Gesicht hingen. «Was für ein Tag!»

Anne lächelte in die Dunkelheit. Madeleine liebte es, wenn ihr Geschäft brummte, aber fast noch mehr liebte sie es, darüber zu klagen, wie viel sie zu tun hatte.

«Drei Ballen Croisé, drei Ballen Finette, natürlich beides aus Utrecht, dazu ein halber Ballen Triester Seide und ein halber Ballen dunkelblauer Samt aus Venedig – und was macht der Tölpel? Lässt die Ochsen durchgehen, der Karren kippt

um, und alles landet im Dreck der Ruelle Pézenas! Kannst du dir das vorstellen?»

Anne lachte. *Der Tölpel*, das konnte nur Jérôme sein, Madeleines Lagerverwalter, über den sie mit solcher Hingabe Tag für Tag herzog, dass sich in Anne der Verdacht regte, Madeleine könnte ihn als neuen Ehemann ins Auge gefasst haben. Sie unterdrückte ein Seufzen. Insgeheim beneidete sie Madeleine um die Leichtigkeit, mit der sie sich damals für den Tuchhändler aus Castres entschieden hatte und mit der sie über kurz oder lang auch einen neuen Mann aussuchen würde. Madeleine verwandte nicht viel Eifer auf die Frage, ob die Männer sie auch liebten. Sie war durch und durch praktisch veranlagt und würde den Bewerber wählen, der ihr am meisten Vorteile einbrachte.

«Ich habe heute Nachmittag Charles auf dem Markt von Maureilhan gesehen», berichtete die Tuchhändlerin, als hätte sie Annes Gedanken gelesen.

Anne brummte etwas Unverständliches.

Madeleine beugte sich vor und spähte in ihr Gesicht, aber es war zu dunkel, um sie etwas erkennen zu lassen. Mit einer wegwerfenden Geste lehnte sie sich wieder zurück und streckte die Beine aus. «Ich frage mich immer wieder, was du gegen ihn hast!»

«Nichts.» Anne hatte wirklich nichts gegen Charles de Lespignian. Als Sohn eines Hauptmanns der Stadtwache diente er seit zwei Jahren selbst dort. Er hatte eine glänzende Karriere vor sich und sah recht gut aus mit seinen tief liegenden, fast glühenden Augen und dem schwarzen, lockigen Haar. Er war charmant, humorvoll und aller Wahrscheinlichkeit nach auch noch treu. Er hatte nur einen einzigen Nachteil.

Er war dumm.

Anne zog die Nase kraus, denn ihr fiel das letzte Zusammentreffen mit Charles ein. Sie hatten sich zufällig getroffen, ebenfalls auf dem Markt in Maureilhan. Anne war auf dem

Weg zu einem ihrer eigenen Kunden gewesen. Zwar half sie ihrem Vater bei dessen Tätigkeit als Messingschmied, aber nebenbei verdiente sie sich ab und an ein wenig Geld mit der Niederschrift von Briefen für Menschen, die des Schreibens nicht mächtig waren. Nach einem Augenblick peinlichen Schweigens hatte Charles angeboten, sie zu begleiten, und sie hatte keinen Grund gesehen, es ihm zu verweigern. Bei dem Kunden jedoch, einem steinalten Töpfermeister, hatte er sich dann so dämlich angestellt, dass Anne der Auftrag beinahe durch die Lappen gegangen wäre. Sie erinnerte sich noch deutlich daran, wie er dem Alten jovial auf die Schulter geklopft und gedröhnt hatte, ein Mann habe es nicht nötig, sich mit der niederen Tätigkeit des Lesens und schon gar nicht mit dem Schreiben zu befassen. Er, der Töpfermeister, sei schließlich der beste Beweis dafür, dass man zu Wohlstand und Ansehen gelangen konnte, ohne es zu beherrschen. Anne hatte Charles gegen das Schienbein getreten, aber das hatte ihn nicht davon abgehalten nachzuschieben, das Schreiben sei ohnehin eine Tätigkeit für Pfaffen und Weibsleute.

Erst nach Annes wütender Zurechtweisung auf der Straße hatte er begriffen, dass der Töpfermeister zeit seines Lebens mit großer Begeisterung gelesen und auch selbst seine Geschäftsbrieve geschrieben hatte. Er war nun bloß halb blind und konnte es zu seinem großen Bedauern nicht mehr selbst tun.

Anne lehnte sich zur Seite und grub die Finger in die Erde eines Topfes, in dem sie im Frühjahr Kräuter zog.

«Was hat er gesagt?», fragte sie.

«Nicht viel. Ich glaube, sein Missgeschick von neulich ist ihm peinlich. Er will dir offenbar ein Geschenk machen und hat mich gefragt, was du wohl gerne hättest.»

«Ein hellblaues Seidentuch.»

Madeleine lachte. Sie wusste, dass Charles Anne bereits zwei dieser Tüchlein geschenkt hatte, für die diese keinerlei

Verwendung hatte. Sie zerrissen ihr allenfalls unter den Händen, weil sie durch ihre Arbeit oftmals so raue Haut hatte.

Anne schüttelte sich. «Ich hasse Hellblau!»

«Ich weiß. Vielleicht sollte ich ihm sagen, dass du Grün bevorzugst.»

«Wenn du das tust, dann ...» Anne schlug spielerisch nach Madeleine, traf sie aber nicht. «Obwohl ...» Sie überlegte. «Vielleicht solltest du es doch tun, sonst kommt er nächstens noch mit einem Ring daher.» Sie prustete los, und Madeleine fiel ein.

«Genau», kicherte sie. «Weil du dir keinen selber machen kannst.»

Robert, Annes Vater, hatte sich als Messingschmied darauf spezialisiert, aus dem goldähnlichen Metall Schmuckstücke herzustellen, die sich auch weniger wohlhabende Händler und Handwerker für ihre Frauen und Töchter leisten konnten. Im Laufe der letzten acht Jahre hatte er in Ermangelung eines Sohns Anne die Feinheiten seines Handwerks beigebracht. Gerade vor wenigen Tagen hatte er gestichelt, wenn sie so weitermachen würde wie bisher, würde sie ihn in ihrer Kunstfertigkeit bald überholt haben. Anne drehte an einem schmalen Goldring, den sie an ihrer linken Hand trug. Eine feine Lorbeerranke war in ihn eingraviert. Robert hatte ihn ihr geschenkt, nachdem sie ihr erstes Buch in lateinischer Sprache durchgelesen – und auch verstanden – hatte:

Ein goldener Lorbeer für meine gelehrte Tochter!

Das waren seine Worte gewesen, als er ihn ihr überreicht hatte. Und François, ihr Pate, hatte strahlend vor Stolz daneben gestanden.

Der Ring war der einzige Schmuck, den Anne trug.

«Nein, dann doch lieber ein Seidentuch, schließlich ist meine beste Freundin ja auch keine Tuchhändlerin.»

Sie kicherten noch eine Weile, doch verstummten sie schließlich und saßen schweigend nebeneinander.

«Trotzdem solltest du dir bald darüber klar werden, ob du ihn willst oder nicht», sagte Madeleine mit ernster Stimme.

«Ich weiß.» Anne blies Luft durch die gespitzten Lippen. «Manchmal liege ich nachts wach und zermartere mir den Kopf darüber, was ich will.»

«Erzähl mir nicht, dass du das nicht genau weißt!»

Anne hob die Hände und fuhr sich durch ihr lockiges Haar. Wie immer auf der Dachterrasse hatten sich die einzelnen Strähnen durch den Nachtwind zu festen Knoten versponnen, und sie blieb mit den Fingern in ihnen hängen. «Ja, im Grunde weiß ich es.» Sie wollte einen Mann, der ihr gewachsen war, der sich für die Dinge interessierte, die sie begeisterten: ihre Arbeit als Messingschmiedin. Die gelegentlichen Aufträge als Schreiberin. Und den nächtlichen Sternenhimmel.

Besonders der Sternenhimmel, denn mit ihm hing jener Teil ihres Lebens zusammen, den sie am meisten mochte, den sie auf gar keinen Fall missen wollte.

Ihre Arbeit als Astrolabienbauerin.

Messing war das ideale Metall für sternenkundliche Instrumente aller Art, für tragbare Sonnenuhren, für Säulchenuhren, aber auch für Armillarsphären und Astrolabien, die man benötigte, um die Sterne zu beobachten und ihre Stellung am Himmel zu vermessen. Irgendwann im Laufe seines Lebens hatte Annes Vater begonnen, sich für diese Geräte zu interessieren, die hauptsächlich in den geistigen Zentren der arabischen Welt hergestellt wurden. Er hatte angefangen, Schriften über die Betrachtung und die Vermessung des Himmels zu sammeln, und alles über den Bau solcher Instrumente gelernt. Dann hatte er sich darangemacht, sie selbst zu konstruieren. Schnell hatte er sich weit über die Grenzen Béziers hinaus einen Ruf erworben – ja, er war stolz, das sagen zu können –, sogar weit über die Grenzen des Königreiches hinaus. Inzwischen zählten Gelehrte aus allen Teilen der Welt zu seinen Kunden, Männer aus den großen Klöstern im Norden

des Heiligen Römischen Reiches, aus den Herzogtümern Sachsen und Franken, aber auch aus Apulien oder Sizilien. Ein Astrolabium hatte er sogar an einen Händler aus Byzanz verkauft, nachdem er dem Mann zufällig in Montpellier begegnet war.

Ebenso wie mit der Fertigkeit des Messingschlagens hatte Robert Anne mit der Kunst des Astrolabienbaus vertraut gemacht. Mit seiner Faszination für den Sternenhimmel hatte er sie ohnehin bereits als Kind angesteckt. Das Studium des Himmels und das Handwerk, Anne wollte keines von beiden missen, um welchen Preis der Welt auch immer.

«Aber abgesehen davon», nahm sie das Gespräch wieder auf, das durch ihr Schweigen ins Stocken geraten war, «kann ich Vater ohnehin nicht einfach allein lassen. Wer kümmert sich um ihn, wenn ich heirate und fortgehe?»

«Wenn du Charles heiraten würdest, müsstest du nicht fortgehen. Ihr könntet deinen Vater zu euch nehmen, wenn es nötig wird – aber so weit ist es ja noch lange nicht, oder?»

Anne ließ die Frage in der Finsternis stehen. Sie wollte Madeleine gegenüber nicht zugeben, dass sie sich um ihren Vater Sorgen machte. Sicher, er war ein alter Mann. Er war bereits alt gewesen, als sie auf die Welt gekommen war, über vierzig Jahre. Früher hatte sie es nur nie wahrgenommen. Robert war genauso schnell und leichfüßig die Treppe zum Dach hinaufgestürmt wie sie, wenn es darum ging, eine neue Beobachtung zu machen. Und er hatte jeden einzelnen Stern genau erkennen können. In der letzten Zeit jedoch war sein Gang schwerfällig geworden. Manchmal klagte er über Schmerzen in den Gelenken, und beim Sterneschauen musste er immer häufiger die Augen zusammenkneifen, um überhaupt etwas erkennen zu können.

«Ach, Anne!» Madeleine tastete nach Annes Hand. «Du wirst mir ewig ein Rätsel bleiben!» Die Haut der Tuchhändlerin war weich und ein bisschen glitschig, so als habe sie sich

die Hände mit einer Art Öl eingerieben. Anne beschloss, sich mehr um die Pflege ihrer eigenen Finger zu kümmern. Sie erwiderte Madeleines Händedruck und legte den Kopf in den Nacken. Die alte Giebelwand hinter der Bank hatte noch ein wenig von den Sonnenstrahlen des vergangenen Tages gespeichert. Die Wärme ließ Annes Scheitel prickeln.

Zwei besonders helle Sterne standen direkt über ihnen, einer im Bild des Großen Bären, einer in seinem Hüter.

«Schön sind sie», murmelte Madeleine plötzlich und ließ Annes Hand wieder los. Anne blickte aus den Augenwinkeln zur Seite und sah, dass auch ihre Freundin in den Himmel schaute. «Aber was beim Bild der Heiligen Jungfrau fasziniert dich so an ihnen?»

Anne verschränkte die Arme hinter dem Kopf. «Manchmal sehe ich die Geschichten, die sie erzählen, und manchmal sehe ich nur ihr Funkeln und Leuchten. Ist dir mal aufgefallen, dass einige von ihnen nicht weiß sind?» Sie wartete, bis Madeleine zustimmend brummte, dann fuhr sie fort: «Der da zum Beispiel, sieh mal, wie er schillert.»

«Rot, jetzt ein bisschen gelblich. Hmhm.» Madeleines Finger fuhr von dem bezeichneten Stern ein Stück nach links über den Himmel. «Schau mal, der da. Der ist noch viel bunter.» Madeleine zeigte auf einen Lichtpunkt, dessen Farbe zwischen Weiß und Blau changierte.

«Saturn.» Anne lächelte leicht. «Ja, der ist auffällig, nicht wahr? Aber er ist kein Stern.»

«Nicht?» Madeleine kratzte sich im Nacken.

«Nein, er ist ein Planet.»

«So.»

In der Dunkelheit wurde Annes Lächeln breiter. «Man nennt die Planeten auch Wandelsterne.»

«Und warum?»

«Weil sie sich anders bewegen als die anderen.»

Madeleine schniefte leise. «Die Sterne bewegen sich?»

So ungläubig klang sie, dass Anne laut auflachte. «Natürlich! Sag nicht, das ist dir noch nie aufgefallen!?»

«Sterne sind helle Punkte am Himmel. Da bewegt sich doch nichts!»

«Wann hast du schon mal länger als ein, zwei Augenblicke in den Himmel geschaut?» Anne nahm die Hände aus dem Nacken. «Man sieht es nur, wenn man Geduld hat. Die Sterne wandern ebenso über den Himmel wie die Sonne. Sie gehen im Osten auf und im Westen unter, und dabei ziehen sie jede Nacht eine kreisrunde Bahn quer über den Himmel.» Sie überlegte, ob sie genauer auf die Bewegungen des Himmels eingehen sollte, als Madeleine laut gähnte.

Anne nahm es als Zeichen dafür, dass ihr Gespräch über Sterne und Planeten beendet war. Inzwischen musste es fast auf Mitternacht zugehen. Sie setzte sich auf, um die Freundin zu verabschieden, aber Madeleine machte keine Anstalten, sich zu erheben.

«Hast du schon gehört, wer gestern Nacht gestorben ist?», fragte sie.

«Nein, wer denn?»

«Moïse ben Tibbon.»

«Wie schade!» Anne teilte Madeleines Vorliebe für Klatschgeschichten über die Reichen und Mächtigen der Stadt nicht. Moïse ben Tibbon war ein extrem wohlhabender jüdischer Kaufmann mit einer Leidenschaft für die Schriften der alten griechischen Gelehrten gewesen. Einmal, vor vielleicht zehn Jahren, hatte er bei Robert eine Armillarsphäre in Auftrag gegeben. Nachdem Robert sie ihm geliefert hatte, war er mit glühenden Wangen nach Hause zurückgekehrt und hatte von der Bibliothek des Mannes berichtet. Er besaß offenbar eine stattliche Sammlung arabischsprachiger Texte von Aristoteles-Schülern wie Eudemos von Rhodos oder Callipos von Cyzicus, darüber hinaus Texte von Platon, Plinius und vielen anderen Gelehrten.

«... immerhin hat die alte Maria aus der Ruelle des Halles mir erzählt, dass das Erbe unermesslich sein soll.» Die Art, wie Madeleine den Satz beendete, ließ Anne begreifen, dass sie eine Antwort erwartete, und sie erkannte, dass sie der Freundin eine ganze Weile nicht zugehört hatte.

«Ja? Kann sein.»

Madeleine boxte sie in die Seite. «Ich meine, es ist doch zu aufregend! Moïses Sohn Samuel wird das gesamte Vermögen erben. Er muss mit niemandem teilen, Anne, stell dir das mal vor! Obwohl: Es geht ja das Gerücht, dass er noch einen Bruder haben soll, aber der ist seit vielen Jahren verschollen.»

«Kann schon sein. Was weiß ich.» Anne hatte keine Lust auf ein solches Gespräch, und sie hoffte, dass die Freundin das begreifen würde.

Madeleine begriff. Sie verstummte und starrte einige Herzschläge lang schweigend vor sich hin. Dann stand sie auf und streckte sich. «Es ist spät! Du solltest auch wieder hineingehen.»

«Gleich.»

Madeleine war schon mit einem Fuß auf der Treppe, da schien ihr etwas einzufallen. Sie schlug sich vor die Stirn. «Ich Esel! Da hätte ich doch fast vergessen, warum ich eigentlich gekommen bin! Ich wollte dir sagen, dass ich morgen mit Jérôme und Nadir für ein paar Tage nach Narbonne reisen muss. Kümmerst du dich um die Hühner, und vielleicht auch ein bisschen um die Katze?»

«Natürlich. Ist es etwas Geschäftliches?» Madeleine hatte zwei Cousinen in Narbonne, aber sie besuchte sie so gut wie nie.

«Ja. Nadir hat erzählt, dass im Hafen von Saint-Sebastien zwei Schiffe mit Wolle aus Korsika eingetroffen sind. Ich habe eine große Bestellung über eine halbe Karrenladung Köper angenommen, und der Kunde ist wählerisch. Er besteht auf erstklassiger Qualität.»